

---

## 1.0 Einleitung

In diesem Buch soll untersucht werden, welchen Beitrag die neueren Modernisierungstheoretiker zum Forschungs- und Wissensstand der Soziologie moderner Gesellschaften geleistet haben. Derartige Darstellungen kommen bedauerlicherweise nicht ohne Voraussetzungen aus. Vorausgesetzt wird zunächst einmal der vor den neueren Modernisierungstheoretikern bereits *bestehende Wissensstand*.

Er wurde in dem Band ‚Die klassische Moderne. Moderne Gesellschaften erste Band‘ präsentiert. In diesem Band wurden sowohl die wichtigsten Begriffskonzepte und Thesen der soziologischen Klassiker (einschließlich Luhmann) zum Thema (Kapitel 2: 29-164), daran anknüpfende Debatten und thematische Ergänzungen (Kapitel 3: 165-220) sowie die wichtigsten sozialhistorischen Entwicklungen in der Frühmoderne (Kapitel 4: 221- 270) und der Industriemoderne (Kapitel 5: 271-370) präsentiert und diskutiert. Der Forschungsstand zum Thema Globalisierung wurde in einer gesonderten Veröffentlichung aufgearbeitet (Brock 2008). Er bleibt daher in diesem Band – soweit irgend möglich – ausgeklammert.

In diesem ersten Kapitel sollen darüber hinaus einige weitere begriffliche und theoretische Prämissen erläutert werden, von denen ich mich bei der Aufarbeitung der Beiträge der neueren Modernisierungstheoretiker habe leiten lassen. Eine voraussetzungsfreie Aufarbeitung wäre zwar wünschenswert, ist aber wohl nie erreichbar. Daher kann man nur versuchen, dem Leser über die eigenen Prämissen Rechenschaft zu geben. Das erleichtert ihm eine Einschätzung der ‚Blindheit‘, ‚Einäugigkeit‘ und ‚Voreingenommenheit‘ des Autors.

Im *ersten Abschnitt* wird zunächst eine Einschätzung erkenntnistheoretischer Grundlagen präsentiert. Sie läuft darauf hinaus, dass für die Soziologie moderner Gesellschaften keine Sonderbedingungen reklamiert werden können, an denen ein fachwissenschaftlicher Anspruch auf Wissensakkumulation scheitern müsste. Weiterhin werden Erklärungen gesucht, warum sich gerade auf diesem Themenfeld

ein offensiv vertretener Theorienpluralismus breit gemacht hat, der genau diese Möglichkeit bestreitet und auf der Relativität aller Ansätze besteht.

Wenn man Wissensakkumulation auf dem Feld moderner Gesellschaften für möglich und praktikabel hält, dann bietet es sich an, in drei Richtungen nach Fundamenten zu suchen, auf die man aufbauen kann (*zweiter Abschnitt*). Aus einer Perspektive des ‚theoretischen Kosmopolitismus‘ stößt man erstens in sozialer Hinsicht auch unter den Bedingungen des Theorienpluralismus auf konsensfähige Theoriebausteine. Wie bereits Parsons (1937/ 1968) gezeigt hat, können sie auch in Form gemeinsamer Annahmen oder Aussagen bestehen, die in unterschiedlichen Begriffen und theoretischen Zugängen enthalten sind (Stichwort: Konvergenzthese; vgl. auch Habermas 1981; Giddens 1988). Zweitens kann man in sachlicher Hinsicht nach objektivierbaren, weil real existierenden Grundlagen suchen. Daher bietet es sich an zu fragen, über welche Praktiken das soziale Miteinander von den Akteuren hergestellt wird. Drittens bauen gegenwärtige soziale Strukturen auf historischen Vorgängern auf. Daher macht es in zeitlicher Hinsicht Sinn, die historische Genese sozialer Strukturen zu analysieren (historische Soziologie in systematischer Absicht).

In sozialer wie in zeitlicher Hinsicht erfüllt die Theorie funktionaler Differenzierung diese Anforderungen weitgehend. Daher wird sie als Grundlage für die Aufarbeitung des Forschungsstands unterstellt. Allerdings muss in sachlicher Hinsicht nachgearbeitet werden. Deswegen wird untersucht, welche grundlegenden Merkmale der Symbolsprache zur Ordnung sozialer Zusammenhänge verwendet werden. Dabei wird im *dritten Abschnitt* deutlich, dass die in der Symbolsprache enthaltene Vollständigkeitsannahme auf die sozialen Zusammenhänge übertragen wurde (Begriff der Sozialwelt). Weiterhin erfordert die korrekte Verwendung vieler Begriffe eine dem Begriffskonzept entsprechende Selbstdisziplinierung der Sprechakteure (Zwang zum reentry). Schließlich (*vierter Abschnitt*) erlaubt die Sprachpraxis thematische Fokussierungen (Rahmung; lose Kopplung), die die Grundlage jeglicher Form von Spezialisierung und Entwicklung bilden.

Im *fünften Abschnitt* wird gezeigt, dass der Spezialfall expliziter Rahmung der Kommunikation die soziale Grundlage für die Herstellung von Formen der Arbeits- und Aufgabenteilung bildet. Damit ist die Skizze der sachlichen Dimension von Differenzierung abgeschlossen.

In den beiden folgenden Abschnitten wird untersucht, ob ein differenzierungstheoretischer Zugang das gesamte Spektrum des sozialen Miteinanders abdecken kann. Dabei wird im *sechsten Abschnitt* deutlich, dass mit den Mustern segmentärer, stratifikatorischer und funktionaler Differenzierung jeweils spezifische Grenzen einer über Differenzierung laufenden Sozialorganisation gezogen werden. Daran anknüpfend wird dann im *siebten Abschnitt* ein neben sozialer Differenzierung

bestehender zweiter Entwicklungspfad skizziert und mit dem Begriff Lebensführung markiert.

Im *achten und letzten Abschnitt* wird schließlich eine nicht nur im soziologischen Verständnis sondern auch bei den Akteuren in der Frühmoderne ganz real bestehende Unklarheit des Übergangs von stratifikatorischer auf funktionale Differenzierung besprochen: in welcher Weise hat sich die Herstellung sozialer Ordnung verändert? Während vormoderne Ordnungen dem Muster von Institutionen folgen, erschließen sich für moderne Gesellschaften charakteristische Ordnungspraktiken erst über die soziologische Medientheorie, insbesondere über das Konzept der Erfolgsmedien.

---

## **1.1 Was können wir über die sozialen Grundlagen gegenwärtiger Gesellschaften überhaupt in Erfahrung bringen?**

Die Debatten über erkenntnistheoretische Sonderbedingungen der Sozialwissenschaften und ihre Auswirkungen auf die neuere Modernisierungstheorie

### **1.1.1 Vorbemerkung**

In der Einleitung wurde bereits erläutert, warum dieses Buch nicht das übliche Ziel verfolgt, Positionen der neueren Modernisierungstheorie zu referieren. Es soll vielmehr untersucht werden, ob und inwieweit die wichtigsten Vertreter der neueren Modernisierungstheorie zum Thema moderne Gesellschaften substantielle konzeptionelle Beiträge geleistet haben.

Wenn man unterstellt, dass die Soziologie eine Fachwissenschaft ist, die den Anspruch hat, einen bestimmten Gegenstandsbereich systematisch und immanent (Stichwort: Soziales durch Soziales erklären; Durkheim) zu erklären, dann bedarf diese Zielsetzung eigentlich keiner Begründung. Aus einer fachwissenschaftlichen Perspektive ist es selbstverständlich, dass man die konzeptionellen Grundlagen des Forschungsstands genau unter die Lupe nehmen muss, um weiter zu kommen.

Damit keine Missverständnisse aufkommen: das ist auch in der Soziologie üblich, insoweit es um begrenzte Themen (wie z. B. Sozialkapital) und um abgegrenzte Teilgebiete (z. B. Familiensoziologie) geht. Nur im grundlagentheoretischen Bereich, zu dem eben auch die Soziologie moderner Gesellschaften gehört, ist diese Vorgehensweise unüblich geworden. Sie ist hier soweit diskreditiert, dass sich jeder,

der sich an einer fachwissenschaftlichen Vorgehensweise orientiert, sofort dem Verdacht der Naivität aussetzt. Deswegen muss ich hier zumindest auf die m. E. wichtigsten Einwände eingehen.

### **1.1.2 Expliziter Theorienpluralismus und das Desinteresse an einer Auseinandersetzung mit der Theorie funktionaler Differenzierung**

Sieht man einmal von Simmel ab, dann hat sich die klassische Modernisierungstheorie vor allem für die institutionellen Grundlagen moderner Gesellschaften interessiert und sie deswegen unter differenzierungstheoretischen Blickwinkeln beobachtet. Dagegen haben, wie wir (im Abschnitt 2.3) noch zeigen werden, die wichtigsten Theoretiker der zweiten Moderne (Beck, Giddens, Bauman) sich ihr Verständnis der modernen Gesellschaft über eine Auseinandersetzung mit klas-sentheoretischen Positionen und einer als Klassenstruktur identifizierten Sozialstruktur erarbeitet<sup>3</sup>. Das hat dann konsequenterweise dazu geführt, dass sie Aspekte der Lebensführung und der Alltagspraxis in den Vordergrund gerückt haben und eher von dort aus dann auch zu Aussagen über die institutionelle Gesamtstruktur der modernen Gesellschaft und ihre strukturellen Grundlagen gekommen sind.

Für den mit dem sogenannten Theorienpluralismus weniger vertrauten Leser dürfte es überraschend sein, dass sich die neuere Modernisierungstheorie so gut wie gar nicht mit dem differenzierungstheoretischen Blickwinkel der klassischen Modernisierungstheorie auseinandergesetzt hat. Es wurde auch keineswegs versucht, die Theorie funktionaler Differenzierung zu widerlegen. Vielmehr stoßen wir an vielen Stellen auf Rückgriffe und Anwendungen differenzierungstheoretischer Argumentationen, die aber auf einer Art Subtextebene bleiben. Wenn man einmal Giddens wiederholt publizierte Kritik am funktionalistischen Denken (Giddens 1982; 1988: 347ff.) ausblendet, die auch eine Kritik an der heuristischen Fruchtbarkeit des differenzierungstheoretischen Blickwinkels mit einschließt, dann kann man nur vermuten, dass der weitgehenden Nichtbeachtung der Theorie funktionaler Differenzierung die Einschätzung zugrunde liegt, dass ihre heuristische Fruchtbarkeit eng begrenzt sei.

Dann stellt sich aber die Frage, wieso keiner dieser Theoretiker den Versuch unternommen hat, eine umfassende, die Differenzierungstheorie in sich einschließende und sie damit eben auch explizit relativierende Gesamtheorie der modernen

---

3 Dagegen ist Hartmut Rosa der Zeitsoziologie verpflichtet und knüpft an das Programm der kritischen Theorie an.

Gesellschaft vorzulegen. Wenn die Soziologie eine Fachwissenschaft ist, die die Gesellschaft und das soziale Zusammenleben in ähnlicher Weise zu erklären sucht wie andere Fachwissenschaften ihre Gegenstandsbereiche, dann wäre genau dies nach dem gängigen Verständnis moderner Wissenschaft zu fordern.

Den Hauptgrund für ausgebliebene Synthesen sehe ich in dem in der Soziologie *explizit* praktizierten Theorienpluralismus. Mit dieser Formulierung unterscheide ich zwischen einem impliziten und einem expliziten Theorienpluralismus. Von einem impliziten Theorienpluralismus kann man immer dann sprechen, wenn in einer Fachwissenschaft konkurrierende Erklärungen ein und desselben Sachverhaltes vorliegen, für die noch keine integrative Theorie gefunden worden ist, obwohl man eine solche anstrebt und nach ihr sucht. Beispiele für einen solchen impliziten Theorienpluralismus sind zum Beispiel die konkurrierenden Lerntheorien in der Psychologie. Dagegen liegt dann ein expliziter Theorienpluralismus vor, wenn eine solche Synthese nicht angestrebt wird, weil sie entweder für unmöglich oder für unnötig gehalten wird. Genau dies ist in der Sozialtheorie der Fall.

### 1.1.3 Die Hermeneutik-Debatte und der Begriff ‚totale Ideologie‘ bei Karl Mannheim

Wenn man eine solche Entwicklung zu einem expliziten Theorienpluralismus verstehen möchte, dann spielen sicherlich mehrere Einflüsse eine Rolle. Zunächst einmal ist die Grundlagenorientierung innerhalb der Soziologie traditionellerweise schwach ausgeprägt. Dagegen wurde die Bedeutung der praktischen Anwendung sowohl im Sinne einer Sozialtechnologie wie auch im Sinne revolutionärer Veränderungen seit der Gründung der Soziologie immer wieder betont (vgl. z. B. Korte 1992: 10ff.). Aus dieser Perspektive wäre eine Gesamterklärung des soziologischen Gegenstandsbereichs schlicht unnützlich. Theoretische Zweifel an der Möglichkeit einer solchen Gesamtheorie haben dann sowohl die im 19. Jahrhundert geführte Debatte um die Hermeneutik, die Unterscheidung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften wie auch die insbesondere durch Karl Mannheim geprägte Debatte über ein zwangsläufig ideologisch geprägtes Gesellschaftsverständnis gesät.

In der *Hermeneutik-Debatte* wurde als Hinderungsgrund für einen mit den Naturwissenschaften vergleichbaren Anspruch auf wissenschaftliche Objektivität das Problem benannt, dass das erkennende Subjekt zugleich Erkenntnisobjekt sei, die klassische Trennung zwischen Subjekt und Objekt in den Geistes- und Sozialwissenschaften also nicht gegeben sei (vgl. v. a. Dilthey 1883; 1910). In der *Debatte um den ‚totalen Ideologiebegriff‘* (Mannheim) wurde dagegen die Position entwickelt und popularisiert, dass auch theoretische Aussagen über die Gesellschaft unvermeidlich

ideologiebehaftet seien, solange der Wissenschaftler selbst Teil einer durch Klassen und ideologische Klassenstandpunkte geprägten Gesellschaft sei<sup>4</sup>. Allenfalls die ‚freischwebende Intelligenz‘ könne die aufgrund der Seinsgebundenheit des Denkens zwangsläufig partikularen Standpunkte überwinden (Mannheim 1929/ 1952).

Beide Argumentationen sind aus heutiger Sicht kaum haltbar. Die in der *Hermeneutik-Debatte* als Voraussetzung für objektive Erkenntnis postulierte Trennung zwischen Erkenntnissubjekt und Objektbereich ist ziemlich ‚unhermeneutisch‘, weil wir auch andere Lebewesen oder tote Materie immer nur mithilfe des menschlichen Geistes und von uns gebildeter Begriffe wahrnehmen können (Heisenberg 1978: 66). Das ist nicht nur ein theoretisches Argument, sondern hat sich etwa im Bereich einer mit naturwissenschaftlichen Methoden operierenden Kognitionswissenschaft, die beispielsweise nach ‚Bewusstsein‘ oder ‚Moral‘ bei anderen Lebewesen sucht, als ein durchaus praktisches Problem erwiesen (Perler/ Wild 2005). Auch mit wissenschaftlichen Methoden entwickeltes Wissen bleibt daher immer gattungsspezifisches, also auch seinsgebundenes Wissen.

Die *Debatte um den totalen Ideologiebegriff* wurde zu einer Zeit geführt, in der man das gesellschaftliche Bewusstsein noch tatsächlich als Frage nach der vertretenen Ideologie operationalisieren und sie in direkten Zusammenhang mit der ‚gesellschaftlichen Verortung‘ der jeweiligen Person bringen konnte<sup>5</sup>. Für die Gegenwart wird nicht nur in der Wahlforschung und der Politikwissenschaft von einem Ende fester ideologischer Bindungen gesprochen. Auch theoretische Analysen zeigen, dass ideologische Standpunkte in ganz ähnlicher Weise wie religiöse Glaubensüberzeugungen oder Lebensstile intellektuell verfügbar werden. Eine der in dieser Hinsicht instruktivsten Analysen hat Anthony Giddens zur ‚experimentellen‘ alltäglichen Lebensführung gegeben (Giddens 1994: 122ff.). Da mir keine Gründe bekannt sind, warum man Soziologen oder Sozialtheoretiker von solchen Überlegungen ausnehmen müsste, kann man daraus nur folgern, dass es auch Sozialtheoretikern möglich sein müsste, in einer experimentellen Einstellung unterschiedliche „ideologische“ Perspektiven und Standpunkte nacheinander einzunehmen und sie gedanklich miteinander in Beziehung zu setzen.

Aus diesen älteren Debatten lassen sich also keine stichhaltigen Argumente für die These einer Unmöglichkeit sozialtheoretischer Verallgemeinerungen gewinnen.

---

4 Auch wenn diese Formulierung marxistisch klingt, unterstellt Mannheim eine Gesellschaftsdifferenzierung in soziale Klassen im Sinne von Max Weber (vgl. Kreckel 1992: 125ff.)

5 Ein aus heutiger Sicht instruktiver Text für diese Sichtweise ist Popitz u. a. 1957: 184ff.

### 1.1.4 Das postmoderne Wissen

An dieser Stelle wird aber noch eine dritte, in den letzten Jahrzehnten geführte Debatte relevant, die gerade die Theoretiker der zweiten Moderne nachhaltig geprägt hat: die von der Philosophie ausgehende Debatte um die Postmoderne. Da sie für das Verständnis der Beiträge der neueren Modernisierungstheoretiker besonders wichtig ist, gehe ich auf sie etwas ausführlicher ein (vgl. hierzu auch: Habermas 1985; 1988; Welsch 1987; Dews 1987; Eifler/ Saame 1990).

Als Schlüsseltext der Debatte zur Postmoderne gilt Lyotards Text „La condition postmoderne“ (1979; deutsch: 1986). Hierbei handelt es sich um eine Auftragsarbeit, die die Grundlagen theoretischen Wissens klären sollte. Lyotard unterscheidet zwischen narrativem und wissenschaftlichem Wissen. Narratives Wissen ist jenes Wissen, das über Erzählungen weiter gegeben wird. Anders als das wissenschaftliche Wissen bedürfte es keiner Legitimation. Im Zentrum von Lyotards Untersuchung steht daher die Frage, wie wissenschaftliches Wissen legitimiert werden könne. Hierzu konstruiert der Autor zwei mögliche Legitimationserzählungen: eine politisch-staatliche mit dem Ziel der praktischen Emanzipation, also der klassische Aufklärungsdiskurs, und eine philosophisch-spekulative Legitimationserzählung, die am deutschen Idealismus, insbesondere an Hegel festgemacht wird.

Das wenig überraschende Ergebnis ist nun, dass beide Legitimationserzählungen nicht haltbar sind. Die klassische Legitimationserzählung der Aufklärung klammere einmal ästhetische und praktisch-moralische Fragen aus. Vor allem aber könne sie die Verbindlichkeit ihrer eigenen Regeln nicht herleiten, sondern nur postulieren. Dagegen scheitere die philosophisch-spekulative Legitimationserzählung daran, dass sie zumindest in der Gegenwart als nur eine Interpretation unter vielen anderen Möglichkeiten durchschaut werden könne. Damit sei das Projekt der Moderne gescheitert und die großen Erzählungen müssten aufgegeben werden.

Nach dem Projekt der Moderne könne es nur eine Vielzahl und eine Vielfalt von Diskursen geben, die eben die neue Ära der Postmoderne charakterisierten. Unter ‚Diskursen‘ versteht Lyotard, in Anlehnung an den von Wittgenstein (Wittgenstein 2003) entwickelten Begriff, *isolierte Sprachspiele*. Wie bei Wittgenstein wird die Teilhabe an einem Sprachspiel auch als Teilhabe an einer Lebensform verstanden. Die Vielfalt der Sprachspiele ergebe sich daraus, dass die vielfältigen Lebensformen/ Lebenspraktiken nicht ineinander übersetzbar, also inkompatibel seien.

Sieht man einmal von der Paradoxie ab, dass Lyotards These vom definitiven Ende der großen Erzählungen in Form einer großen Erzählung vorgetragen und auch so rezipiert wurde, dann enthält sein Text wenig Neues. Nachdem das Projekt der Rekonstruktion einer objektiven Beobachtungssprache in den 1930er Jahren gescheitert ist (Carnap u. a.), hat sich die Wissenschaftstheorie von der Vorstellung

einer objektiv gegebenen Realität verabschiedet, die mit Hilfe der Wissenschaft aufgeschlüsselt werden könne (vgl. Kuhn 1962 sowie den Konstruktivismus; Lorenzen/ Schwemmer 1973). Hinter diesen Stand der Wissenschaftstheorie fällt Lyotards Ausgangsthese einer absoluten Legitimationsbedürftigkeit szientifischen Wissens teilweise zurück.

Ebenso problematisch ist die Unterscheidung zwischen Erzählungen und szientifischem Wissen. Sie zeigt den großen Einfluss der Literaturtheorie auf diese Debatte (vgl. insbesondere Derrida 1979). Dort wird nur noch zwischen Erzählungen und Texten unterschieden. *Im Hinblick auf die Frage nach der Legitimationsbedürftigkeit von Wissen* fällt diese Unterscheidung allerdings noch hinter die Drei-Stadien-Gesetze aus dem 18. und 19. Jahrhundert zurück (Turgot, Saint-Simon u. a.), wo auch religiöse Legitimationserzählungen berücksichtigt wurden.

Die enorme Bedeutung dieses Textes ist sicherlich weniger auf diese Behandlung der Frage einer Legitimierbarkeit szientifischen Wissens zurück zu führen, sondern sie hängt mit der *sozialen Attraktivität* der daraus abgeleiteten *Forderung nach einem Ende der großen Erzählungen und einem Pluralismus der Diskurse* zusammen.

Bei diesem Postulat bleibt einmal unklar, welche Anforderungen an die Legitimation postmoderner Diskurse zu stellen sind. Sind sie nur dann in das Wissenschaftssystem integrierbar, wenn dabei Erklärungsansprüche entwickelt werden, die über die Selbstverständigung innerhalb von Expertenzirkeln hinausgehen? Lassen sich unzusammenhängende Diskurse noch mit dem Anspruch klassischer Fachwissenschaften auf systematische Erklärung eines bestimmten Gegenstandsbereichs in Übereinstimmung bringen? Oder ist eine derartige Struktur nur für Disziplinen ohne fachwissenschaftlichen Anspruch wie Philosophie oder Geschichtswissenschaft denkbar?

Zum anderen bleibt unklar, warum zwischen diesen isolierten Diskursen *zwangsläufig* ein Verhältnis der Unübersetzbarkeit bestehen muss. Festgehalten werden sollte auch, dass die Unterscheidung zwischen Moderne und Postmoderne über ein Postulat eingeführt wird.

Wenn man nun zunächst einmal interpretative Hilfe bei der neueren Wissenschaftstheorie sucht, dann stößt man dort auf den Ansatz, dass wissenschaftliche Erkenntnis über Wissenschaftssprachen kanalisiert und differenziert wird, wobei diese Sprachen neben Semantik und Syntax immer auch ein pragmatisches Element aufweisen. Insofern wird dann szientifisches Wissen über die *Geltung von Fachterminologien* nicht nur organisiert sondern auch legitimiert (vgl. Carrier 2004; Gethmann 2004). Fachwissenschaften wie die Soziologie beziehen ihre Legitimation also daraus, dass sie, wie andere Fachwissenschaften auch, den Anspruch haben, einen fest umrissenen Gegenstandsbereich, hier das gesellschaftliche Zusammenleben, zu erforschen und in ihrer eigenen Fachterminologie zu erklären. In dem Maße,

wie z. B. die Soziologie diesen selbst gesetzten Anspruch erfüllt, kann sie ihre Reproduktion als Fachwissenschaft auf dieser Legitimationsgrundlage organisieren.

Zwischen den Wissenschaftssprachen muss keineswegs zwangsläufig ein Verhältnis der Inkommensurabilität<sup>6</sup> und Unübersetzbarkeit bestehen. Auch wenn interdisziplinäre Forschung gerade im Hinblick auf die Verwendung von Wissenschaftssprachen ein ausgesprochen schwieriges Geschäft ist, so gibt es doch hinreichende pragmatische Gründe, um Disziplingrenzen zu überschreiten. Interdisziplinarität kann geradezu als grundlegendes Merkmal heutiger Fachwissenschaften verstanden werden.

Vor diesem Hintergrund ist Lyotards Text von seiner intellektuellen Substanz her wenig innovativ. Aber dennoch hat er tiefe Spuren in der Soziologie hinterlassen. Sie liegen aber auf einer weniger grundsätzlichen Ebene, die man vielleicht als *innerdisziplinär* bezeichnen könnte. Einer Komponente dieser innerdisziplinären Bedeutung kann man sich über die Überlegung nähern, dass einheitliche Wissenschaftssprachen eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für die Lösung von innerwissenschaftlichen Erklärungsproblemen bilden. Diese lassen sich vielfach nur über theoretische Innovationen lösen, die eine neuartige methodische oder perspektivische Herangehensweise an ein bestimmtes Problem ermöglichen. Dabei können sowohl bekannte Begriffe neu verknüpft werden wie auch neue Begriffe eingeführt werden oder bewährte Erklärungsstrategien aus anderen Disziplinen importiert werden. Letzteres hat der Soziologie immer wieder wichtige Impulse gegeben und viele der heute in der Soziologie gängigen Paradigmen (vgl. Brock u. a. 2009) geprägt.

Wenn man solche ‚Paradigmen‘ (Kuhn 1962) als aus einer bestimmten Beobachtungsperspektive heraus entwickelte Erklärungsstrategien versteht, dann wird deutlich, warum die Überschreitung der traditionellen Fachgrenzen die Struktur der Fachwissenschaften und die damit verknüpften Legitimationsmuster einer großen Zerreißprobe aussetzt. Denn theoretische Spezialisten, die zum Beispiel Forschungsprobleme ausschließlich aus der Perspektive der Rational-Choice-Theorie oder der Systemtheorie bearbeiten, wissen ja, dass ihre Erklärungsstrategien nicht an den klassischen Disziplingrenzen enden. So sind zum Beispiel Probleme von der Struktur des Trittbrettfahrerproblems auch außerhalb des soziologischen Gegenstandsbereichs identifizierbar. Das Muster der losen Kopplung können wir in diversen Gegenstandsbereichen unterschiedlicher Disziplinen (z. B. der Physik) identifizieren. Deswegen organisiert die paradigmen-spezifische Sprache die für sie relevanten Diskurse (vgl. z. B. Diefenbach 2009: 277). Sie tritt zumindest teilweise

---

6 =Nichtvergleichbarkeit; vgl. Kuhn 1962.

*an die Stelle der Fachterminologie* und schafft so Sprachgemeinschaften *jenseits* der klassischen Disziplingrenzen.

In einer solchen innerwissenschaftlichen Situation kann Lyotards Argumentation vom Ende der großen Erzählungen gleichermaßen entlastend wie anregend wirken. Entlastend kann sie dann wirken, wenn man das fachwissenschaftliche Programm der eigenen Disziplin als „große Erzählung“ identifiziert, die jede Glaubwürdigkeit verloren habe. Wie viele andere Entlastungsargumente ist auch dieses erkennbar falsch, was aber seine praktische Bedeutung nicht schmälern muss. Wir erinnern uns, Lyotard hatte ja auf der Ebene philosophischer Grundströmungen und nicht auf der Ebene fachwissenschaftlicher „Gesamterklärungen“ des je eigenen Gegenstandsbereichs argumentiert, die ja auch keine feste Form ähnlich der großer Erzählungen haben, sondern dem permanenten Wandel unterliegen. Ein solcher Wandel in der „Gesamterklärung“ eines Gegenstandsbereichs ist allerdings nur durch Synthese der unterschiedlichen Erklärungsstrategien und Beobachtungsstandpunkte erreichbar. Anregend und befruchtend wirkt Lyotards These insofern, als sie zum Wechsel der Sprachspiele motiviert, zum Ausprobieren der Erklärungskraft unterschiedlichster Beobachtungsstandpunkte auffordert. In diesem Kontext ist aber nicht plausibel, warum zwischen den einzelnen Sprachspielen gerade unter postmodernen Bedingungen weder (a) Möglichkeiten der Übersetzung zwischen unterschiedlichen Sprachspielen bestehen können, noch (b) Synthesen von Sprachspielen zwangsläufig scheitern müssten. In einer Gegenwartsgesellschaft, deren Alltagswissen durch Bastelreligionen (Probst/ Schwarz 2012) und Patchworkidentitäten (Keupp u. a. 1999) charakterisiert werden kann, sollte unterstellt werden können, dass auch in den Expertenkulturen unterschiedliche Standpunkte eingenommen werden können und alternative Erklärungsansätze intellektuell verfügbar sind.

Wenn wir auch die Wissenschaftler in dieser Gegenwartsgesellschaft (vgl. unter 1.1.6) lokalisieren, dann drängt sich die Vermutung auf, dass unter ‚postideologischen‘ Bedingungen eine Verselbstständigung von Sprachspielen nicht naturwüchsig eintritt, sondern erst *auf einer sozialen Ebene organisiert* werden muss. Nur so können postideologische Akteure auf bestimmte Beobachtungsperspektiven/Sprachspiele *festgelegt* werden, die dann auch in der Wissenschaftsorganisation reproduziert werden können (zum Beispiel durch Seilschaften unter den Anhängern eines bestimmten Paradigmas). Das wäre dann aber mit einem Fortbestand *modernen* Wissens im Kleinformat verbunden, weil ja zumindest innerhalb der einem bestimmten Sprachspiel verpflichteten Gemeinschaft das Legitimationsproblem als gelöst angesehen werden müsste. In diesem Kontext gewinnt Luhmanns These von der ‚Halt gebenden‘ (System-)Theorie (vgl. unter 1.1.6) ebenso die Bedeutung einer Legitimationserzählung wie auch der ‚methodische Individualismus‘ im RC- ‚Lager‘ (Diefenbach 2009: 239ff.).



<http://www.springer.com/978-3-531-16738-1>

Die radikalisierte Moderne  
Moderne Gesellschaften. Zweiter Band  
Brock, D.  
2014, XIV, 515 S., Softcover  
ISBN: 978-3-531-16738-1